

Schulhausarchitektur – pädagogische Antworten auf gesellschaftlichen Wandel

Rudolf Isler, Pädagogische Hochschule Zürich

und

Urs Doerig, Pädagogische Hochschule Thurgau

In jüngster Zeit beginnt sich im Bereich des Schulhausbaus ein Dialog zwischen Pädagogik und Architektur zu etablieren. Zwei Projekte in der Schweiz sind gute Beispiele dafür: Das erste ist das Schulhaus Leutschenbach in Zürich, von dem ein Bild auf der Website unseres Symposiums ist. Für das Schulhaus Leutschenbach wurde der Schulleiter schon während der Planungs- und Bauphase angestellt. Er war bei allen wichtigen Besprechungen und Entscheiden der Architekten involviert. Das zweite Beispiel ist der Neubau der Pädagogischen Hochschule Thurgau. Dort ist ein Mitglied der Hochschulleitung von der Planung bis zur Übergabe des Baus an allen Arbeiten beteiligt. Dieses Mitglied ist übrigens Urs Dörig, mit dem ich dieses Referat geschrieben habe; er besitzt eine Architekturausbildung und wurde später Lehrerbildner – ein Idealfall, denn er verbindet den Dialog zwischen Pädagogik und Architektur in seiner Person. Dieser Dialog wird an Bedeutung gewinnen.

Als vor 40 Jahren für die gleiche Pädagogische Hochschule Thurgau ein Gebäude erstellt wurde, gab es diesen Dialog noch nicht. Aus heutiger Perspektive ist es fast etwas überraschend, dass die Architekten damals kaum mit Fragen der Organisation von Lehr-Lern-Prozessen befasst waren. Sie suchten in ihren Überlegungen den durchdachten Bezug zur Topographie und zu bestehenden Bauten; sie versuchten ideale Voraussetzungen für das Zusammenleben der Studenten zu schaffen. Wie Raumprogramm und Lernprozesse zusammenhängen, war jedoch nicht Gegenstand einer Diskussion zwischen Architekten und Pädagogen. Der Diskurs der Pädagogik war vom Diskurs der Architektur völlig abgetrennt. Es gab lediglich Vorgaben: Quadratmeterzahlen für die Räume, Grösse der Fenster, Anzahl der Musikzimmer und – treppenförmig gebaute Hörsäle für Chemie und Physik.

Seither hat sich ganz offensichtlich etwas getan. Auch unser Symposium hier ist ein Beleg dafür, dass dieser Dialog zwischen ungleichen Diskursarten, wie Lyotard sagen würde, vorangetrieben wird. Was er uns in Zukunft bringen kann, möchten wir gerne in fünf Punkten am Thema des gesellschaftlichen Wandels zeigen. Lerntheoretisch-didaktische Aspekte werden nur am Rand zur Sprache kommen.

1. Philosophen wie Jean-François Lyotard oder Soziologen wie Zygmunt Bauman versuchen gesellschaftlichen Wandel mit den Begriffen Moderne und Postmoderne zu fassen. Moderne verbinden sie eher mit stabilen Verhältnissen, mit festen Traditionen und Konventionen, mit Sicherheit durch persönliche und institutionelle Bindungen, mit endgültig richtigen Lösungen. Postmoderne steht eher für beschleunigten Wandel und für flüchtige Zeiten, für wechselnde Identitäten und für einen fragilen Habitus, für weggeschmolzene Bindungen, für Unsicherheit. Hochindustrialisierte Gesellschaften zeigen gemäss einer solchen Analyse eine Abnahme moderner Merkmale und eine Zunahme postmoderne Merkmale.

Wenn wir uns tatsächlich in einer Zeit befinden, die Elemente der angedeuteten Postmoderne aufweist, dann dürfen wir annehmen, dass auch im Bereich der Pädagogik eine gewisse Unsicherheit besteht. Was guter Unterricht ist, lässt sich vielleicht nicht ganz eindeutig sagen. Die wissenschaftlichen Befunde dazu ändern sich. Richtige Lösungen sind nicht endgültig, sondern relativ. Lehr-Lern-Arrangements sind vielgestaltig. Konsens besteht höchstens darüber, dass eine didaktische Monokultur problematisch ist und dass die Schüler sich in vielfältigen sozialen Situationen und in eigener Aktivität ein Bild der Welt erschaffen müssen.

Für die Architektur hat das Konsequenzen. Die Binnenstruktur eines Schulhauses muss veränderbar bleiben, um ganz unterschiedlichen Lernsituationen zu genügen. Die Architekten müssen versuchen, Lösungen bereit zu stellen, die nicht endgültig sind, Raumkonzepte zu entwickeln, die veränderbar sind.

Nutzung und Funktion der Räume sollten möglichst wenig prädefiniert sein. Flexibilität wird wichtig.

Das erwähnte vor 40 Jahren entstandene Gebäude der Pädagogischen Hochschule Thurgau ist in gewissen Aspekten ein negatives Beispiel für das, was ich soeben gesagt habe. Die erwähnten treppenartig gebauten Hörsäle sollten allen Studierenden erlauben, in Physik und Chemie die Demonstrationen der Versuche gut zu sehen und dabei den Ausführungen der Lehrer aufmerksam zuhören zu können. Darüber war man sich sehr sicher. Deshalb wurden die Treppen in Beton gegossen. Heute allerdings wären die Dozenten froh, wenn sie die Treppen entfernen und den Raum anders gestalten könnten, wenn der Raum multi-funktional wäre. Dazu müsste man aber das Gebäude abreißen.

Ein positives Beispiel für Flexibilität ist dagegen der Neubau der Pädagogischen Hochschule Thurgau, der jetzt gerade entsteht. Ausser den Aussenwänden wird es hier keine tragenden Wände mehr geben. Die Räume lassen sich teilweise mit mobilen Elementen und mit mechanisch ausfahrbaren Wänden flexibel nutzen. Die Räume werden auf Zeit erstellt – für Veranstaltungen mit grossen Gruppen, oder für atelierartiges Arbeiten in kleinere Einheiten. Falls die Erfahrung zeigt, dass Zwischenwände ab- oder eingebaut werden sollen lässt sich das ohne grossen technischen Aufwand realisieren, weil keine Zwischenwand statische Funktionen hat. Ein interessanter Nebeneffekt davon ist, dass sich die Dozenten und die Studierenden weniger als Objekte des Gebäudes vorkommen, sondern als Subjekte, die den Raum gestalten, der ihnen zur Verfügung steht.

2. Eine Antwort der Architektur auf die verlorene Sicherheit der Postmoderne kann aber auch in eine ganz andere Richtung gehen. In der Pädagogischen Hochschule Thurgau sind die Innenräume im Rahmen des Rasters zwar frei gestaltbar, aber die Aussenwände bilden einen klaren Rahmen. Es handelt sich um zwei Kuben mit einer einfachen und eindeutigen Grundform. Ein Kubus ist quadratisch, der andere rechteckig, Verwinkelungen gibt es nicht.

Damit greift die Architektur bewusst Formen auf, die traditional verwurzelt sind. Sie setzt also in einer verunsicherten Zeit auf Formen, die Sicherheit geben können.

3. Im Bereich des sozialen Zusammenlebens besteht die Verunsicherung der Postmoderne vor allem darin, dass traditionelle Bindungen an Bedeutung verlieren. Soziologen wie Ulrich Beck oder auch Zygmunt Bauman glauben, dass in hoch industrialisierten Gesellschaften die Familie, die Nachbarschaft, der lebenslange Beruf, die soziale Schicht, die Kirchen, die Parteien und die Gewerkschaften ihre Tragkraft einbüßen. Dadurch wird der einzelne Mensch immer mehr gezwungen, sich mit sich selbst zu befassen, damit er ohne die Hilfe der traditionellen Gemeinschaften sein Leben überhaupt meistern kann.

Diese gesellschaftlichen Tendenzen der Individualisierung scheint die Pädagogik auf zwei Arten zu beantworten. Einerseits forciert sie individualisierenden Unterricht – was für mich übrigens ein Reflex auf gesellschaftliche Entwicklungen ist und kaum ein Ausdruck neuer Erkenntnisse der Lernpsychologie. Andererseits scheint die Pädagogik aber auch auf Gemeinschaftsbildung zu setzen. Weil Aufgehobensein und Sicherheit in Gemeinschaften nicht mehr selbstverständlich sind, soll die Schule genau das ermöglichen. Weil soziale Beziehungen nicht über traditionelle Institutionen gesichert sind, muss die Schule die Schüler darin unterstützen, ihre eigenen sozialen Netze aufbauen und pflegen zu können. Rudolf Dreikurs aus Chicago hat vor einem halben Jahrhundert viel dazu gesagt, was heute wieder aktuell werden könnte.

Diese beiden pädagogischen Reaktionen auf verunsichernde gesellschaftliche Individualisierung stellen die Architektur vor schwierige Aufgaben. Die Raumkonzepte für Schulhäuser sollten einerseits grosse Räume für Gemeinschaftsaktivitäten beinhalten, gleichzeitig aber auch Nischen, die eine gewisse Nähe und Geborgenheit für engere freundschaftliche Beziehungen unter Schülern ermöglichen. Zudem sollte die Architektur so sein, dass individualisierende Formen des Lernens möglich sind. Individualisierende Formen lösen den Klas-

senunterricht bis zu einem gewissen Grad auf und verlangen eine Binnendifferenzierung der Klassenzimmer. Es braucht also Zonen für individuelles Lernen im Schulhaus, es braucht Zugang zu Bibliothek usw.

Das neu entstehende Schulhaus Leutschenbach in Zürich realisiert viele dieser Forderungen recht gut. Die Grundform ist quadratisch. Das Schulhaus hat fünf Stockwerke. Auf das Dach wurde eine grosse Turnhalle gebaut. Alle 400 Schüler werden sich auf den breiten Treppen sehen, und im 4. Stock gibt es eine grosse Versammlungshalle für Gemeinschaftsanlässe. Jedes Klassenzimmer hat vier Türen. Alle Zimmer sind miteinander verbunden und je vier oder fünf Klassenzimmer haben in ihrer Mitte einen grossen Raum für individuelles Lernen und für Arbeiten in Projektgruppen. Die Bibliothek und der Bereich für die Mittagsverpflegung sind ins Schulhaus integriert. Einzig für Rückzug und Vertrautheit von kleinsten Gruppen gibt es kaum Nischen. Allenfalls können sie bei der Feingestaltung der Räume noch geschaffen werden.

4. Ein weiterer Punkt der Analyse postmoderner Gesellschaften betrifft den Verlust von realen Erfahrungen. Philosophen wie Baudrillard bezweifeln, dass es überhaupt noch reale Ereignisse gibt. Natürlich spürt man in dieser Aussage die manchmal etwas überspannte französische Philosophie. Unbestritten aber ist, dass gerade bei Kindern reale Erfahrungen immer stärker durch mediale Erfahrungen substituiert werden. Pestalozzis Forderung einer Verbindung von Leben und Lernen wird deshalb wieder aktuell. Diese Forderung wird heute unter dem Stichwort intergenerationeller Austausch von namhaften europäischen Pädagogen aufgenommen. Gemeint ist damit, dass sich die Schule gegenüber den Lebens- und Arbeitswelten öffnen sollte, von denen sie umgeben ist. Sie sollte reale Erfahrungen mit anderen Menschen erleichtern.

In diesem Punkt ist die Architektur in der Weise gefordert, dass sie mit ihren Lösungen die Verbindung der Schule zu anderen Lebenswelten und zu Menschen ausserhalb der Schule unterstützen sollte. Das Schulhaus Leutschenbach ist auch diesbezüglich ein gutes Beispiel. Es ist von einem grossen Areal

umgeben, dass nicht nur von der Schule, sondern auch von der Öffentlichkeit genutzt werden wird. Dieses Areal geht ohne Grenze und Zaun in einen öffentlichen Park über, der sowohl an Wohnsiedlungen als auch an Betriebe grenzt. Damit das öffentlich genutzte Schulhausareal möglichst gross wurde, hat man das Schulhaus fünfstöckig gebaut. Das ist für die Schweiz zwar unüblich, aber so konnte man Platz gewinnen. Bei einer zweistöckigen Bauweise wäre dieser Platz kleiner gewesen.

Der Kontakt zwischen Schule und anderen Lebenswelten wird durch ein weiteres Element unterstützt. Alle Aussenwände der Schule sind aus Glas. Das erlaubt den Blick nach aussen. Die Transparenz lädt aber auch die Menschen, die draussen sind, dazu ein, zu verfolgen, was im Innern passiert.

5. Architektonisch umgesetzte Transparenz, Durch-, Ein- und Aussicht, scheint aber auch auf ein weiteres Phänomen gegenwärtiger Gesellschaften zu antworten, das in Analysen mit den Begriffen Moderne und Postmoderne oft erwähnt wird, nämlich die Beschleunigung. Weil sich Wissen immer schneller potenziert, weil Wissen unheimlich schnell anwächst und auch sofort wieder veraltet, wird informelles Lernen bedeutsam. Wir müssen immer und überall lernen, sonst läuft uns die Welt davon. Wir müssen im Beruf lernen, wir müssen aus Medien lernen, wir müssen von anderen Menschen lernen. Informelles Lernen muss sozusagen ein Habitus werden, um zu überleben. Eine Architektur, die in hohem Mass erlaubt zu sehen, was andere machen, unterstützt informelles Lernen. Eine Architektur, die möglichst viele Einblicke gibt, erleichtert das unbewusste, beiläufige Lernen. Natürlich braucht informelles Lernen auch die Anleitung durch Pädagogen, aber die Architektur ist wichtig, sie kann unterstützen oder verhindern.

Wir würden unsere Ausführungen gerne zusammenfassen: Wenn wir die gegenwärtige Gesellschaft mit den Begriffen der Postmoderne und der Moderne analysieren, dann steht Moderne eher für Sicherheit und Postmoderne eher für Unsicherheit. Postmoderne Tendenzen scheinen zuzunehmen. Darauf muss Erziehung antworten.

Eine passende Antwort ist unserer Meinung nach, dass wir als Erzieher den Schülern zu helfen versuchen, sich in einer eher vieldeutigen und unsicheren Welt zu orientieren und eine vorläufige Sicherheit aufzubauen. Dazu sind vermutlich Schulhäuser eine gute Unterstützung, wenn sie architektonisch so gestaltet sind, dass sie zwar einen sicheren Grundrahmen vermitteln, gleichzeitig aber so transparent und flexibel konzipiert sind, dass sie vielfältige Orientierungsbewegungen und den selbstaktiven Aufbau von Wissen in wechselnden sozialen Zusammensetzungen ermöglichen, bis hin zum Kontakt zur Aussenwelt. In diesem Sinne gibt es wahrscheinlich auch keine richtige Schulhausarchitektur, sondern nur gute Beispiele, die uns im Dialog zwischen Pädagogen und Architekten weiter bringen.